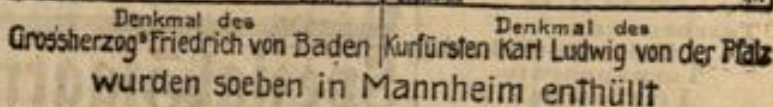


22. *Sahragana*.



Karl Friedrich von Baden, die sich um die Hebung des badischen Landes und um das Wohl der Stadt Mannheim ganz besondere Verdienste erworben haben. Beide Denkmäler sind von Professor Hoffari in München geschaffen worden. Karl Ludwig lebte von 1617 bis 1680, Karl Friedrich von 1728 bis 1811. Durch den Reichsdeputationshauptschluss vom Jahre 1803 wurde er Kurfürst und nahm 1806 den Titel Großherzog an.

Sonntag, 9. Juni, eine Sängerschaft nach dem bekannten Ausflugsort Hinkelhaus am Bahnhof Auringen. Freunde und Gönner des Vereins sind zu diesem Ausflug herzlich willkommen.

m. Wallau, 3. Juni. Gestern fand in der hiesigen Kirche die diesjährige Kreis-Synode für das Dekanat Wallau statt. Obgleich dieselbe öffentlich ist, hatten sich doch nur die gewählten Mitglieder der Synode eingefunden. Den Vorsitz führte Dekan Dr. Lindenheim-Dellenheim, der auch den Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände im Jahre 1906 erstattete. Ueber die Vorlage des Abl. Konsistoriums, die in sämtlichen Kreis-Synoden dieses Jahres behandelt werden soll, referierte Pfarrer Korthener-Hochheim. Vorrreferent war Postverwalter Dörter-Hochheim. Bei dieser Vorlage handelt es sich um die Frage: „Was kann in unseren Gemeinden zur Hebung und Ausgestaltung des Kirchenmusikalischen Theils der Gottesdienste und insbesondere zur Pflege und Förderung des Kirchengesanges geschehen?“ Pfarrer Korthener verbreitete sich eingehend über Gemeindegesang, Kirchendor, Liturgie, Orgelspiel u. s. w. Seine Zeitfäße fanden nach eingehender Besprechung sämtlich Annahme. Namens der „Pfehlommission“ berichtete Pfarrer Bender-Bredenheim über die Herausgabe eines Monatsblattes, des „Kirchenboten“, der in 2100 Exemplaren gedruckt und kostenlos an alle evangelischen Familien des Synodalkreises abgegeben wird. Das Blatt hat viel Anklang gefunden. Die Historie

* Auringen, 6. Juni. Der evangelische Kirchen-
Gesangsverein Sonnenberg unternimmt nächsten

* Wiesbaden, den 7. Juni 1907.

* **Christliche Schneiderinnen.** Am Sonntag, 2. Juni, vormittags punkt 11 Uhr findet im hinteren Lokale des Rath. Lesefasinos, Puffenplatz 27, eine Verammlung der Näherinnen, Schneiderinnen, Mobilitäten und Wäfigerinnen statt, wobei alle Mitglieder oben genannter Verufe beider Parteien, nicht allein Eltern höflich eingeladen sind. Es wird ein Herr der christlichen Gewerkschaften referieren über die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Organisation der Arbeiterinnen.

Die Gesellschaft „Laetitia“ unternahm am Sonntag, 2. Juni, einen Ausflug nach St. Goar, unter Mitwirkung des „Wiesbadener Räderkranz“. Die Abfahrt erfolgte per Schiff mit der Möln-Bärfeldorfer Gesellschaft am 6. Uhr 20 Minuten ab Viebrich's. Ab. Die Ankunft in St. Goar 9 Uhr 20 Minuten. Von St. Goar Marfch nach der Burg „Rheinfein“ und zurück nach St. Goar, dann Ueberrfahrt nach St. Goars- hauen, Spaziergang nach dem Vorderfelsen durch das Schweizer- tal, von da zurück nach St. Goar und St. Goarsbawen, wo- selbst in dem Restaurant „zur Rheinaufst“ gemeinsames Mittag- essen stattfand. Hieran folgte sich ein kleines Längchen. Die Abfahrt erfolgte 5 Uhr nachmittags der Dampfer, die Ankunft in Viebrich's 9 Uhr 20 Minuten.

Sommerfest. Die Tanzschüler des Herrn W. Kaplan
veranstalten am Sonntag, 9. Juni, im oberen Garten zur
Kronenburg ein Sommerfest mit Tanz, wozu Freunde und
Gönner eingeladen sind. Anfang 4 Uhr. Eintritt frei.

Conrad H. Schiffer Hof-
Photograph, Taunusstr. 24.
Atelier für künstlerische Porträts. Vergrößerungen. 0030

Berlin. Bankdiskont $5\frac{1}{2}\%$, Lombardzinsfuß $6\frac{1}{2}\%$, Privatdiskont $4\frac{1}{2}\%$.

[illegible]



Nr. 131.

Samstag, den 8. Juni 1907.

22. Jahrgang.

Die Kette.

Roman von Hans Schulze.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Er wollte, daß von nun an nichts mehr stände zwischen ihm und mir. Und so bin ich ihm denn in dieser Einsamkeit Ostpreußens allmählich näher und näher getreten, ist unser Verhältnis immer inniger, immer persönlicher geworden! Hier in der Heimat traf ich auch jene beiden wieder, als Mann und Weib, und das Kind des Toten wuchs zwischen ihnen auf; denn der Herr hatte ihre Augen mit Blindheit geschlagen, daß sie sich selbst das Werkzeug der Rache schärfen! Und als dann vor zehn Tagen die Gräfin Ruth zu mir kam, da erleuchtete der Allmächtige auf einmal meinen Geist und sprach zu mir: „Mit ihrem eigenen Werkzeug sollst du sie schlagen — mit ihrem Kinde! Die Zeit ist reif, den Schwur, den du dem Sterbenden getan, zu erfüllen!“ Auf Gottes Gebot erhob ich jene Forderung! — Sein Gebot ist für mich unantastbar!“

Mit einem ächzenden Laut brach er plötzlich ab; der weltfremde Glanz seiner Augen erlosch; unbeweglich, fast stumpf starrte er auf den weißen Leib des Erlösers, den das späte Licht mit einem matten, rosigen Schimmer umgoldete.

In wachsendem Entsetzen hatte Käthe dem Vater gelauscht; ihr im innersten Grunde gefundenes Empfinden fühlte sich unwillkürlich abgestoßen von der ekstatischen Verzücktheit, die seine letzten Worte begleitet hatte.

Noch sah sie gar nicht, was er ihr gesagt.

Die Stimme Gottes hatte ihm jene Forderung geboten. Ein heimliches Grauen beschlich sie — sollte es doch Wahrheit sein, was ihr Tante Ulrike schon mehrfach über den Geisteszustand des Vaters angedeutet?

Und dann auf einmal ward der ganze Wirbel der Vorstellungen von der einen Erkenntnis hinweggesetzt, daß der Vater ja ihre Bitte abgeschlagen hatte.

Wie ein dunfler, unfassbares Verhängnis wälzte es sich gegen sie heran; sie wußte selbst nicht, wie es geschah, doch plötzlich lag sie dem Baron zu Füßen und bettelte mit erstarrter Stimme um ihre Liebe; sie fühlte nur das eine, daß ihr das Glück ihres Lebens entglitt, wenn sie jetzt nicht dem Vater die Bücknahme der entsetzlichen Bedingung abrang.

„Du triffst ja die Unschuldigen mit deiner Forderung!“ stammelte sie unter heißen Tränen. „Höre doch, Vater, es ist dein Kind, das dich anfleht, das du verdirbst, wenn du auf deinem Verlangen beharrst!“

Sie hatte keine Kniee umklammert; sie rang sich an ihm empor mit schluchzenden, bittenden Lauten — sie wußte selbst nicht mehr, was sie sagte.

Doch der Vater blieb unbewegt; ohne mit einer Miene zu zucken, ließ er den Strom der glühenden Worte über sich ergehen, wie ein Fels im Meer, den die Wogen brandend anpeitschen.

Und allmählich ermattete die Kraft des Mädchens an diesem starren Widerstande; sie fühlte, daß sie eher einen Stein bewegen würde als diesen Mann, und ihr Herz verhärtete sich in ohnmächtiger Verzweiflung.

„Ich wünsche dir, Vater,“ sagte sie endlich, sich langsam aufrichtend, „daß du es einst verantworten kannst, was du heute an mir tust! Ich bin dir stets eine gehorsame Tochter gewesen, solange ich lebe! Ich habe dich immer geliebt und geehrt, obwohl du meiner oft kaum geachtet hast! Ich verdiene es nicht, daß du jetzt so über mich hinweggehst!“

„Vater!“

Mit einem letzten Versuche rüttelte sie seinen schlotternden Arm, um wenigstens einen Laut des Lebens, eine letzte Antwort zu erhaschen.

Da richtete sich der alte Mann in seinem Stuhle plötzlich hoch auf.

„Ich werde die Verantwortung tragen, Kind!“ sagte er feierlich. „Ich werde, wenn mich einst am jüngsten Tage der ewige Richter fragen wird, nicht mit leeren Händen schuldlos stehen! Denn er selbst hat mir mein Tun befohlen, und seine Stimme spricht aus mir!“

Er hatte sich bei den letzten Worten zu dem Kreuzifix geneigt und lag jetzt halb über dem Tisch, den Kopf auf den gefalteten Händen.

Mit müden, schleppenden Schritten schlich Käthe aus dem düsteren Zimmer, das sie vor einer kurzen halben Stunde mit so jugendlicher Hoffnungsfreudigkeit betreten hatte.

Eine dumpfe Starrheit lag lähmend auf ihrem gesamten Denken. Es war alles aus!

Ihr ganzes Leben schien ihr auf einmal allen Sinn und Inhalt verloren zu haben, dies Leben, das sie dem Wahnsinn eines zerrütteten Geistes opfern mußte.

Sie konnte, sie wollte noch nicht glauben, daß das Furchtbarste eingetreten war, was sie gefürchtet hatte.

Sie biß die Zähne aufeinander, um die Tränen zurückzudrängen, sie schloß die Augen und versuchte sich vorzustellen, daß alles nur ein schredlicher Traum gewesen sei.

So saß sie fast eine Stunde auf dem kleinen Sofa der Bibliothek, sie sehnte sich nach einem tröstenden Menschen, und doch widerstrebte es ihr immer wieder, zur Tante hinunterzugehen.

Sie fühlte, daß sie noch nicht mit sich selbst im Klaren war, ihr Schmerz erschien ihr noch zu groß, zu heilig, um irgend jemand anderes daran teilnehmen zu lassen.

Die Dämmerung sank indes langsam herein, allmählich verschwammen die hohen Regale ins Unbestimmte, Ungewisse.

Um die ragenden Wipfel des Parks glitt es wie ein weicher Rauch, nur hier und da noch schimmerte es rosig durch die dunklen Laubmassen, wie verlöschende Glut aus grauer Asche.

Es litt Käthe auf einmal nicht länger in der atembeklemmenden Staubatmosphäre der Bücherwelt.

Sie öffnete die Tür zum Korridor und glitt dann mit leisen Bewegungen, um von niemand gehört zu werden, die Treppen hinab in den Park hinaus.

Wie ein Tier, dachte sie plötzlich, wie ein angeschossenes Tier, das sich im Gebüsch verbirgt, um einsam und ungesehen zu verenden.

Eine Stunde erst war seit der Unterredung mit dem Vater vergangen, und doch hatte sie das Gefühl, als seien bereits Jahre verflossen seit dem Augenblick, da sie das verhängnisvolle Zimmer verlassen hatte.

Sie meinte auf einmal, es müsse sich mit ihr auch alles um sie herum verändert haben, sie fachte es nicht, daß die Welt so gleichgültig geblieben war, indes ihr eigenes Leben ihr von Grund aus gewandelt schien.

Dieselbe Dornröscheneinsamkeit des alten Schlosses, der verschlungenen Parkwege, dieselben verführerischen Sommerlüste, die die verborgensten Triebe im Menschen wecken und seine Widerstandskraft lähmen.

Mitleidslos, erbarmungslos, schritt das Leben an ihr vorbei.

Ein Gefühl namenloser Verzweiflung keimte aus dieser Erkenntnis in ihr auf, daß sie sich an einen Baum lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Und dann auf einmal verlor sie den letzten Halt.

Ein halberstirnter Wehlaut.

Das Gesicht tief im Moos vergraben, lag ein vor Schmerz zuckender Mädchenkörper in einem einsamen Buchenwinkel.

14. Kapitel.

„Liebste Ruth!“

Erst jetzt, nachdem ich hier in allen Dingen klar sehe, komme ich dazu, Dir eine kurze Nachricht über den gegenwärtigen Stand unserer Angelegenheit zu geben.

Ich habe vorgestern Abend nach meiner Rückkehr von Dombrowo mit Käthe in dem mit Dir vereinbarten Sinne gesprochen und sie über die Notwendigkeit eines Verzichts auf Georg voll aufgeklärt. Ein letzter Versuch Käthes, den Vater durch ihre persönliche Bitte umzustimmen, ist, wie ich bei dem Charakter meines Bruders vorausgesehen, ebenso wie der einer eigenen Intervention gescheitert. Mein Bruder beharrt mit unerschütterlicher Starrheit auf seinem Verlangen.

Erlasse mir, bitte, eine Schilderung von Käthes Seelenzustande! Das arme Ding ist ganz vernichtet, dennoch aber fest entschlossen, Georg aufzugeben! Nur sehen möchte sie ihn noch ein einziges Mal und von ihm Abschied nehmen! Dann will ich sofort mit ihr auf unbestimmte Zeit verreisen; so wird sie, hoffe ich, am schnellsten über diese erste große Enttäuschung ihres Lebens hinwegkommen. Vielleicht bleiben wir irgendwo dauernd im Süden und kehren nie wieder hierher nach dem Osten zurück!

Ehe sich Käthe mit Georg auseinandersetzt, möchte sie aber gern noch einmal mit Dir zusammentreffen, um sich mit Dir über die Gründe zu einigen, mit denen die Auflösung des Verhältnisses motiviert werden soll. Ich schlage Dir deshalb als Rendezvous die Rogalskische Konditorei in Mahnsfeld vor; dort sind wir in der sechsten Stunde des Nachmittags ungestört. Falls es Dir also heute recht sein sollte, laß mir umgehend noch eine direkte Nachricht zukommen. Käthe grüßt Dich vielmals, das gleiche geschieht von Deiner treuen Ausrufe.

Wohl zehnmal hatte Gräfin Ruth die hastig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen durchgesehen, hinter deren schlichter Einfachheit sich so viel schweres Herzeleid verbarg.

Zwei unschuldige Menschen sah sie mit hineingerissen in den Bluth ihrer einstigen Verhehlung.

Und sie selbst mußte hilflos, mit gebundenen Händen beiseite stehen, indes jene der Strudel ergriff und vielleicht zerschellte; denn das befreiende Wort barg für ihr Kind mit der Erlösung zugleich auch die Vernichtung.

Das Wetter war im Verlaufe des Tages umgeschlagen; doch statt einer gewaltigen elektrischen Entladung hatte sich die düstere Umwölkung mit einem milden, einförmigen Landregen begnügt.

Seit zwei Uhr rieselte es unablässig aus der nebligen Luft herab, ohne Erquickung, durch die feuchte Stauung der Wärme vielmehr das schwüle Hitzegefühl bei Mensch und Tier geradezu bis zur Unerträglichkeit steigend.

Ruth empfand das eintönige Regengraun des Himmels fast als einen körperlichen Schmerz.

Sie war wie die Mehrzahl der nervösen Menschen ganz außerordentlich abhängig von atmosphärischen Strömungen und reagierte selbst auf feinere Barometerausschläge mit lebhaften Schwankungen ihres Nervensystems.

Der plötzliche Witterungswechsel des heutigen Tages war daher mehr wie alles anderes geeignet gewesen, ihre deprimierte Gemütslage noch weiter herabzudrücken.

Den ganzen Morgen über hatte sie eine Aussprache mit Käthe herbeigesehnt, jetzt aber, da der Moment der Auseinander-

setzung in wenigen Stunden eintreten mußte, war auf einmal wieder all ihr Mut dahin, gleich wie ein Kranker, der mit dem ganzen Verlangen des Schmerzes von seinen Leiden befreit zu werden wünscht, doch vor dem Moment der Operation bange zurückzuckt.

Zugleich auch quälte sie die Frage, die sie in der Verwirrung ihres Herzens ganz außer acht gelassen, die Käthe jedoch mit der ihr eigenen aufrichten Geradheit sofort klar ins Auge gefaßt hatte, wie Georg dieser plötzliche Bruch am wahrscheinlichsten begründet werden könnte.

Wenn er in der Erregung des Augenblicks direkt nach Sinderode fuhr und den Baron persönlich zur Rede stellte — war dies bei seinem heißblütigen Naturell nicht als die wahrscheinlichste Konsequenz der Dinge vorauszusetzen?

Ein neuer Abgrund entsetzlicher Möglichkeiten gähnte da plötzlich wieder vor der gehehten Frau.

„Wir beide finden erst Ruhe, wenn wir im Grabe liegen.“

Die Worte, die der Gatte einst zu ihr gesprochen, sie behielten nach wie vor ihre Gültigkeit.

Nur im Tode fand sie wirklichen Frieden!

Sie zürnte Ulrike fast, daß sie sie aus dieser Denkringung, in die sie sich schon vollkommen hineingelegt, noch im letzten Augenblick wieder herausgerissen hatte.

Was war denn das; was ihrer auf dieser Welt noch wartete, selbst wenn sich die Trennung Georg und Käthes glatt vollzog?

Wie ein Damoklesschwert schwebte ja der ungelöste Konflikt, ihr jede Daseinsfreude mordend, immer weiter über ihrem schuldbelasteten Haupte.

Sie fühlte, daß sie verurteilt war, in Jammer und Not weiterzugehen; ein langsames Siechtum dehnte sich vor ihr in Furcht und Unrast, in peinigenden Vorwürfen und Gewissensqualen an der Seite ihres Kindes, das sie aus kleinlicher Selbstsucht um das Glück seines Lebens betrogen hatte.

Es regnete noch immer in Strömen, als Ruth halb nach fünf Uhr vor der Rogalskischen Konditorei vorfuhr und den leichten Jagdwagen, den sie benutzte, nach der Gembalkischen Ausspannung schickte.

Ein süßlicher Geruch nach Backwaren und nassen Regenschirmen schlug ihr beim Eintritt in das Lokal feuchtdampf entgegen.

Im Vorderzimmer an dem auf den öden Markt hinausgehenden Fenster sicherten ein paar Backfische bei Ruchen und Schlagfahne und musterten den neuen Ankömmling mit zudringlich-kritischen Blicken.

Die Gräfin nahm sogleich ihren Weg nach dem altgewohnten Hinterzimmer, in dem die Damen des Landadels bei Fahrten in die Stadt gemeinhin Rast zu halten pflegten.

Das Anerbieten der freundlichen, biden Konditorfrau, Gas anzusteden, lehnte sie fast ängstlich ab.

Gerade das ungewisse Halbdunkel des kleinen Gemachs erschien ihrer momentanen Stimmung angepaßt.

Sie ließ sich auf das einzige, zerfessene Sofa nieder und nahm ein paar alte, zerlesene Journale zur Hand.

Doch bald legte sie die abgegriffenen Blätter wieder beiseite und musterte mit leerer Gleichgültigkeit die Einrichtung des engen Raumes.

Ueber der Tür eine schmutzige Kattunportiere auf der verschossenen Tapete ein alter Spiegel in brüchigem Goldrahmen, chinesische Fächer, Malartibuletten.

Durch das schmale, hohe Fenster neben dem Ofen fiel der Blick auf einen Komplex düsterer Hintergebäude und einen langen, schmutzigen Hof, in dessen Wasserlachen sich ein spärliches Volk von Enten herumtummelte.

In diesem öden Zimmer sollte über das Lebensschicksal zweier Menschen entschieden werden.

Ein Gefühl des Efels stieg in der einsamen Frau auf vor dieser undefinierbaren Atmosphäre von Kaffeegeruch und Zigarettenqualm, daß sie am liebsten auf die Straße in den Regen hinausgelaufen wäre, nur um in der frischen Luft wieder frei atmen zu können.

In diesem Augenblicke ward die zum Laden führende Tür hastig geöffnet, und Baronin Ulrike erschien mit Käthe auf der Schwelle.

„Tante Ruth!“

Zwei weiche, warme Arme schlangen sich um den Hals der Gräfin, die sich mit zitternden Gliedern beim Eintritt der beiden Damen aus ihrer Sofaecke erhoben hatte.

Ein blaßes, verweintes Gesicht sah zu ihr auf.

Im ersten Moment kam Ruth nichts weiter zum Bewußtsein als dies Gesicht mit den wundervollen dunklen Augen, die mit todesstraufigem Ausdruck in ihren Blicken zu lesen schienen.

Fortsetzung folgt.

Fred.

Eine Erzählung aus Australien.

Von H. Warrégo.

(Nachdruck verboten.)

Am Morgen ritten die Leute, nachdem sie ihre Order von Scott, dem Viehzüchter auf Yangowirra, erhalten hatten, jeder nach seiner Richtung, unter einer Sonne davon, die ohne Frage im Laufe des Tages das Thermometer über 30 Grad Celsius in die Höhe treiben dürfte.

Zurück auf der Viehstation blieb nur Fred, der Jacharoo — so wurden die jungen Leute genannt, die sich auf den Viehstationen als Wirtschaftsschüler aufhielten. Er stammte aus Adelaide und von wohlhabender Familie und hatte das Gymnasium verlassen, um nach Yangowirra in Neu-Süd-Wales zu gehen und sich auf die Viehzucht zu legen. Er hatte etwas Geld und beabsichtigte, später selbst eine Station anzulegen.

Er war schon zwei Jahre auf Yangowirra gewesen, und der Besitzer, Herr Scott, wußte nur Gutes von ihm zu sagen. Er war ein leidenschaftlicher Pferdefreund und behandelte die Tiere mit einer einzigen Geduld und Geistesgegenwart. Er hatte sich verpflichtet, eine Herde von dreihundert prächtigen Pferden zu zählen, die auf den weiten Steppen umhergaloppierten.

In diesen Tagen war er mit dreißig Fohlen beschäftigt, die ein Ausläufer für die indische Kavallerie ausgesucht hatte und die noch im Laufe des Monats nach Kalkutta abgehen sollten. Bis jetzt war alles vorzüglich verlaufen. Die Tiere waren ruhig geworden und hatten es gelernt, dem Fühler zu gehorchen. Da war nur eins zurück, das er nicht zu „biegen“ vermochte, ein schwarzer Hengst, der schönste, aber auch der wildeste von allen. Fred hatte bald entdeckt, daß dies Fohlen ihm die härteste Nuß zu knaden geben würde, und hatte deshalb mit ihm bis zuletzt gewartet.

Das Pferd war schon seit dem frühen Morgen eingesperrt; Fred überlegte sich davon, daß die festen Barrieren sicher verschlossen waren, schlang sich auf die Palisaden und betrachtete das Tier, das sich wie in einer Zirkusmanege tummelte. Dann stieg er auf den Kampfsplatz hinab. Das Tier stand still mit steifen Ohren und den zitternden Beinen nach den Seiten gespreizt und blickte ihn mit dem Weißen seiner Augen an. Die beiden Gegner maßen einander.

Der Hengst schüttelte mit einem trohigen Wurf den Kopf, stieg und setzte sich von neuem in Galopp, bald nach rechts, bald nach links. Fred ließ ihm eine Zeitlang sein Vergnügen, dann trat er plötzlich vor und verspernte ihm den Weg. Der Hengst machte kurz Halt und stand schnaufend vor ihm, während der ganze schwarze Körper mit Schaum und Staub bedeckt war.

Fred trat ruhig zu ihm heran, sprach gut zu ihm und streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln. Die andere Hand hielt er auf dem Rücken mit einer Schlinge von geflochtenem Leder. Plötzlich sprang das Pferd auf und setzte sich wieder in Galopp, machte darauf mit den vier leicht gekrümmten Beinen Halt, bog den Hals und senkte die Nasenlöcher zur Erde, so daß der Atem den Staub aufwirbelte. Die Hand kam wieder vor, vorsichtig und lodend, und der Hengst stieg und sah dem Feind in die Augen. Das Maul war aufgesperrt, daß die weißen Zähne im Sonnenlicht glänzten, und die Vorderhufe waren, zum Schlagen bereit, in die Luft hinausstreckt.

Aber Fred kannte den Kniff und sprang behende zur Seite. Das Pferd setzte sich wieder in Galopp, und dreiviertel Stunde verging, ohne daß er einen Schritt weiter gekommen war. Freds Geduld und Willensstärke gaben aber nicht nach, obwohl der scharfe Staub ihm in alle Poren drang und die Wärme anfang, unerträglich zu werden. Er fing von neuem an, sprach beruhigend zu dem Tier und rückte in kleinen Schritten, stets mit demselben Fuß, vor. „Ein Teufelskerl“, dachte er, als er den wilden Blick und die nach hinten gelegten Ohren betrachtete.

Seine Hand rührte an dem empfindlichen Hals seines Gegners, der unter der Mähne zitterte, als der Hengst plötzlich einen gewaltigen Seitensprung machte. Fred sah die Bewegung und sprang zurück, aber zu spät, der Stoß hatte mit voller Kraft getroffen und

der Huf des Tieres sich mitten in sein Gesicht gepflanzt.

Der junge Mann lag lang ausgestreckt auf dem Rücken, das Gesicht zerschmettert und mit einer dicken Masse von Staub und Blut bedeckt, und in Strömen trieb das Blut in den warmen Sand, der es wie ein Schlamm auffog.

Der Hengst stand da und blickte auf den zerschlagenen Körper, schüttelte die Mähne und wieherte vor Uebermut.

Fred kam mit dem Leben davon, aber in welchem Zustand! Der Kinnsack war zerschmettert, die Vorderzähne herausgeschlagen, die Nase fast verschwunden, so daß die Form des Gesichtes nicht zu erkennen war. Lange Wochen lag er in Fieberphantasien da und erlitt die furchterlichsten Schmerzen. Es wurde zu dem zwei Meilen entfernten Arzte gesandt. Der hielt den Zustand für hoffnungslos. Freds kräftige Natur siegte aber. Unzählige Male während seiner Fieberphantasien sprach er einen Frauennamen aus, und seine Pfleger begriffen, daß auch sein Herz litt.

So konnte er denn eines Tages das Bett verlassen. Die Sonne schien durch die Tür in den kleinen weißgeputzten Raum, und auf der Veranda stötte die zahme Gans die fünf Töne, die sie erlernt hatte, und dachte darüber nach, welche Diebstreiche sie jetzt wohl ausführen konnte.

Schwach in den Beinen und mürbe im Kopf, wie er noch war, schleppte Fred sich nach der niedrigen Kommode, auf der ein kleiner Spiegel stand. Er ergriff ihn hastig, hob ihn auf, blickte ins Glas und sah... dann warf er es plötzlich mit aller Macht auf den Fußboden, daß es in tausend Stücke zersprang.

„Käte!“ stöhnte er, und sein verunstaltetes Antlitz wurde blaß. Mechanisch griff er zu seiner Büchse, die an der Wand hing, blickte sie gedankenvoll an und spielte mit dem Abzug. Das kurze Knacken weckte ihn aus seinen Träumen. Er heftete den Blick auf ein weibliches Porträt, das über seinem Bette hing, und trübselig ließ er den Abzug los und hing die Waffe an ihren Platz.

Er warf sich auf das Bett und lag eine lange Zeit unbeweglich da.

Fred war über zwei Jahre mit Käte Grey verlobt gewesen, die er schon in seiner Jugendzeit in Adelaide gekannt hatte. Im nächsten Jahr sollte seine Hochzeit sein — sobald Fred sich an der einen oder anderen Stelle in Neu-Süd-Wales niedergelassen hatte. Jetzt erschien ihm das Ganze so entsetzlich, in jeder Beziehung undurchführbar.

Er wußte ja, daß er ein in furchterlicher Weise Verunstalteter war. Der Spiegel hatte ihm seine schiefen, zahnlose Mundpartie und die schreckliche, gespaltene Nase gezeigt, die ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Bulldogge gab. Es fiel ihm ein, daß die Pfleger und Besucher es vermieden hatten, ihm ins Gesicht zu sehen, wahrscheinlich damit er den Eindruck nicht merken sollte, den sein Anblick auf sie machte. Sie waren alle so gut zu ihm, aber sie hatten wohl daselbe Mitleid mit ihm, was man mit jedem anderen Auswuchs der Natur hat.

Hatte er, der Ärmste, mit dem Schreck einjagenden Antlitz, ein Recht dazu, das liebevolle Wesen an sich zu fesseln, dessen Bild ihm immer vor Augen stand und in seinem Herzen ruhte? Nein, es war seine Pflicht, sie ihres Gelübdes zu entbinden. Sein Herz würde dabei zugrunde gehen, vielleicht auch das ihrige, es mußte aber unbedingt sein.

Er drückte seine Hände gegen die Stirn, und im Seelenkampf bohrten seine Nägel tiefe Merkmale in die kaum vernarbten Wunden des Antlitzes ein.

Somit erhebt er sich von seinem Lager, tritt an den kleinen Tisch heran, auf dem seine Bücher liegen, und setzt sich mit der Feder in der Hand vor einen Bogen Papier. Aber, was soll er schreiben? Er kannte Käte, weiß, daß ihre Liebe zu ihm nicht geringer wird, daß sie nicht daran denkt, ihr Wort zu brechen. Er weiß, daß er selbst den Mut verlieren wird, wenn er von ihr einen Brief erhält oder mit ihr zusammentrifft.

Endlich zwingt er seiner Feder folgende mit zitternder Hand geschriebene Worte ab,

„Liebe Käte!“

Ein Unglück, das für mich schlimmer als der Tod war, hat mich zu einer Mißgestalt, einem Elenden gemacht, dem niemand ins Antlitz zu sehen wagt. Nimm Dein Wort zurück. Ich ziehe weit fort von hier. Versuche nicht, mich zu finden. Lebewohl, Käte, bedauere mich und vergiß mich.

Fred.“

Vierzehn Tage darauf saß Fred trotz aller Bitten und Ueberredungen der Freunde, den Fuß im Steigbügel, im Sattel und ritt von Yangowirra ab. An einer Leine führte er ein Handpferd, das seine Bagage trug. Zum letzten Male drehte er sich im Sattel um und blickte auf die weißen Dächer zurück, unter denen er zwei frohe Jahre seiner Jugend verlebt hatte. Eine Schwarträuchernde Raben zog über den trüben Abendhimmel.

Die Prärie liegt wie eine ungeheure, nackte Fläche da. Es geht gegen Abend, und die Schatten der Korbhütte breiten sich langgestreckt über das flache, staubige Feld.

Fred sitzt vor der Tür auf einem Sägebock. Er ist tief in Gedanken versunken. Vor achtzehn Monaten kam er nach vierzehntägiger ununterbrochener Reise hierher, dicht an der Grenze Queenslands.

Fred sieht nie ein menschliches Wesen, außer, wenn er ein seltenes Mal nach dem weit entfernten Dorf hinüberreitet, wo er seinen Bedarf einkauft.

Er ist Präriebewohner geworden. Seine Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf Kängurus und Opossum. Seitdem er Yangowirra verließ, hat er unter einem seelischen Schmerz gelitten, der ihn abgemagert hat. Der Bart sproßt ungleich zwischen den Narben seines Gesichts hervor und entstellte es nur noch mehr. Sein Blick leuchtet mit einem sonderbaren flackernden Glanz.

„Wo mag sie jetzt sein? Wie mag es ihr gehen?“ „Ob sie ihn wohl vergessen hat?“ Dieses „Sie“ kehrt ständig wieder, Tag und Nacht, Stunden, Tage, Wochen und Monate spülen über seinen Schmerz hin, wie die Bogen über eine Klippe, ohne ihn zu lindern.

Eine lange schmale Schnauze reibt sich gegen Freds Hand, und der Känguruhhund sieht ihn mit seinen großen, treuen Augen an. Das Tier scheint ihn zu verstehen, und es ist, als hätte es seinen Herrn, seinen Schmerz teilen und ihn trösten zu dürfen.

Fred lieblost seinen feinen Kopf, und ein schwaches Lächeln leuchtet in seinem Antlitz.

Plötzlich begann der Hund zu knurren und fuhr bellend hinter die Hütte. Fred erhob sich in einem Sprung und blieb unbeweglich und horchend stehen. Es will ihm scheinen, als höre er den Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Nein, er hat sich nicht geirrt. Es ist wirklich taktfester Hufschlag gegen die trodene Erde. Er begibt sich nach der Rückseite der Hütte, und die untergehende Sonne sendet ihre Strahlen blendend in seine Augen. Draußen in der Ferne erhebt sich eine goldige Wolke, die größer und größer wird.

Schnell zieht Fred ein Tuch aus seinem Gürtel und bindet es um das Gesicht, daß nur die Stirn und Augen sichtbar sind.

Wer mag das nur sein? Was will der Reiter von ihm? ... Aber ... jetzt sieht er ja ein flatterndes Kleid an der linken Seite des Pferdes ...

Wie festgenagelt steht er da und beschattet mit der Hand die Augen, während er nach der Gestalt hinüberstarrt, die näher, immer näher kommt.

„Gott im Himmel, Käte!“ ruft er.

Er rührt sich nicht vom Fleck, sein Herz klopfte, als wollte es seine Brust sprengen.

Einen Augenblick, und die Reiterin war nur noch etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Mit einem Ruck hielt sie das Pferd, sprang ab, und ohne sich um das Tier zu kümmern, schritt sie auf ihn zu.

— „Fred, ich bin es — Käte!“

Er starrt sie mit einem unsichern Blick an.

„Fred,“ wiederholte sie ... jetzt ist sie ihm ganz nahe und blickt ihn fest an.

„Deine Augen sind doch dieselben wie früher,“ sagt sie. „Du bist noch derselbe Fred, den ich liebe.“

Er sieht jetzt sprachlos da und will den Kopf abwenden. Da schlingt sie plötzlich ihre Arme um

seinen Hals und reißt ihm das Tuch vom Gesicht. Die zerdrückte Nase, der verzogene Mund und die mit Narben und häßlichen Bartstoppeln bedeckten Wangen kommen in ihrer ganzen Schrecklichkeit zum Vorschein.

Käte fährt entsetzt zurück. Aber sie bezwingt sich schnell. Und sanft biegt sie Freds Angesicht zu dem ihrigen hinüber, und auf seinen häßlichen Mund drückt sie ihre frischen, warmen jugendlichen Lippen.

Lange saßen die beiden vor der Hütte zusammen da. Keiner sagte ein Wort. Plötzlich riß er sich, wie vom schlechten Gewissen ergriffen, los.

„Ach, Käte, warum hast du das doch getan?“

„Warum?“ wiederholte sie.

Sie zog ihn zu sich heran und erzählte ihm, wie viel sie gekämpft und gelitten hatte.

Sobald sie die kurzen, verzweifeltsten Zeilen von Fred erhielt, hatte sie nach Yangowirra geschrieben. Von dort hatte sie denn auch nähere Aufschlüsse über das Unglück erhalten. Von Freds Verbleib wußte man nichts.

Monate vergingen. Sie ließ überall suchen, aber ohne Glück. Da erfuhr sie eines Tages durch einen Brief von Scott, daß ein Mann, der nach Yangowirra mit der Post von Queensland gekommen war, bei Milparinka einen Reiter gesehen hatte, dessen Pferd auf der Lenbe die Buchstaben Y. E. S. (Yangowirra-Ernest Scott), die Stationsmarke, trug. Scott meinte, daß dies eine gute Spur sei, da seit Jahren keine Pferde gestohlen oder von Yangowirra nach anderen Gegenden Australiens verkauft wären.

Käte wandte sich darauf an den einzigen Hotelbesitzer in Milparinka und bat ihn um schriftliche Auskunft, und dieser teilte ihr mit, daß ein Mann, der best unteren Gesichtsteil mit einem Tuch bedeckt habe, gelegentlich in seinem Kaufmannsladen Einkäufe mache.

Käte hatte sich sofort von Adelaide auf den Weg nach Broke Hill gemacht und war dann vierzig Meilen mit der Post weitergereist. In Milparinka kaufte sie sich ein Pferd und ritt noch am demselben Abend nach der Richtung hinaus, in der Freds Hütte liegen sollte.

Fred hatte schweigend ihren Bericht angehört, und während er mit dem Arm um ihren Leib dafas, senkte die stille, kühle Nacht sich milde über die große Ebene und atmete ein unsagbares Glück in das Herz des armen Einsiedlers.



Die Influenza. Wer hätte sie nicht schon einmal gehabt? Wer hätte noch nicht an sich oder seinen Lieben empfunden, wie unangenehm, ja wie verhängnisvoll sie werden kann! Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts tauchte sie auf. Man nannte sie eine Modelkrankheit, man machte sich lustig darüber, behauptete, es sei eine Art „Schulffieber“ auf Erwachsene übertragen, und der Volkswitz gab ihr den Namen „Faulenzia“. Aber die Spötter mußten sich gar bald überzeugen, daß mit der Influenza nicht zu spaßen war, daß sie unbarmherzig auch die ergriff, die dagegen gesetzt zu sein glaubten, oder die sich ihrer aufs heftigste zu erwehren suchten. Es half nichts, wen sie einmal gepackt hatte, der mußte nachgeben, es war eine wirkliche und oftmals eine sehr böse Krankheit. Wer aber etwa glauben sollte, daß sie ein modernes Uebel sei, und daß man sie in früheren Jahrhunderten nicht gekannt habe, dem sei folgende Notiz aus den Akten des französischen Parlaments mitgeteilt, die aus dem Jahre 1414 stammt und unter dem Datum des 5. März also berichtet: „Heute konnten keine Gerichtssitzungen abgehalten werden, es erschienen im Justizpalast keine Advokaten, keine Staatsanwälte und keine Parteien wegen einer sehr ersten Krankheit, die in Paris grassiert. Der Kopf und alle Glieder schmerzen, man leidet an einem sehr heftigen Schnupfen, und unter uns gesagt, habe auch ich die Nacht kein Auge zugetan und kann mich nicht aufrecht erhalten vor Schmerzen im Kopf, in den Beinen, den Rippen, den Schultern und den Beinen.“